

Zeitschrift: Schweizer Schule

Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz

Band: 40 (1953)

Heft: 20: Heimatschutz auf dem Lande ; Aufnahmeprüfungen ; Schülerarbeit

Artikel: Heimatschutz auf dem Lande und die Schule : vom Antlitz der Heimat

Autor: Carlen, Albert

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-537414>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

groß, daß Umfang und Kosten, da die Gelder alle privat aufgebracht werden müssen, den vollen Abdruck nicht mehr gestatteten. Leider, so muß der Geschichtsfreund sagen. Die Fußnoten im Buche geben immerhin ein Bild davon. Das wenigstens muß auch der Einsender in der »S. Z.« anerkennen. Er schreibt: »Der Verfasser legt *nicht nur die Auffassung seiner Partei* dar, sondern *läßt im Gegenteil die Gegner der Kirche noch fast ausführlicher zu Worte kommen*. Mit der ihm eigenen bewundernswerten *Sorgfalt und Akribie* hat er auch in diesem Werk *die Quellen in erschöpfender Weise durchgearbeitet* und so ein *reiches Material zusammengetragen*, das auch unabhängig von der Beurteilung, die er ihm angedeihen läßt, seinen dokumentarischen Wert behält . . . Die *Quellennähe* erlaubt immerhin dem kritischen Leser aus dem Werk *mancherlei interessante Erkenntnisse und Aufschlüsse über die bewegten Zeiten des Kultatkampfes zu gewinnen*.«

Wie nach einem solchen Bekenntnis der Artikelschreiber der »S. Z.« noch

den Büchern von Mösch die Wissenschaftlichkeit, Objektivität und seriöse Geschichtsdarstellung absprechen kann — ist jedem unbefangenen Leser unbegreiflich.

Gar noch von »Exkurs in die konservative Geschichtsklitterei« und »der Küche der kühnen Unterstellungen« zu schreiben, ist jeglicher Logik bar. Der Artikelschreiber der »S. Z.« schreibt nicht als objektiver Geschichtskenner, er schreibt nicht einmal mehr als *getarnter freisinniger Parteimann*. Daß er als solcher die aus den ersten Quellen geschöpfte, fortwährend belegte und ruhige Darstellung Möschs unangenehm empfinden muß, ist begreiflich. Aber selbst nach seinem Bekenntnis bleibt die Tatsache, daß *jedermann*, der sich um unser heutiges Schulwesen und seine Geschichte interessiert, das Buch von Johann Mösch: »Das solothurnische Primarschulgesetz von 1873. Sein Werden im Rahmen der Zeitgeschichte mit großem Nutzen durchstudieren wird. Man bestelle es mit Postkarte bei »Postfach Nr. 940, Solothurn 2«.

HEIMATSCHUTZ AUF DEM LANDE UND DIE SCHULE

*Vom Antlitz der Heimat **

Von Albert Carlen, Brig

Jahre bevor der Schreibende wußte, daß es einen Heimatschutz gibt, wurde er durch zwei kleine Erlebnisse in dumpfer Art auf die tiefere Bedeutung dieser Fragen hingewiesen. Einmal sah er mit Staunen, wie Berner Truppen im Wiederholungskurs am Samstagabend die Straßen und Wege seines Heimatdorfes sauber fegten, und nicht lange nachher stieß er am Eingang eines armeligen Bergdorfes auf Berge von achtlos weggeworfenen Konservenbüchsen. In beiden Fällen mußte er sich sagen, daß nicht

nur wesentliche Gesinnungen sichtbar wurden, sondern daß durch die Pflege und durch die Vernachlässigung des heimatlichen Antlitzes die heranwachsende Generation unausweichlich miterzogen wird. Geiß, es gibt wichtigere Dinge: die lebendige religiöse Überzeugung, die Unabhängigkeit des Vaterlandes und anderes mehr; jedoch die menschliche Würde ist unteilbar, und unser Adel und unsere Verworfenheit setzt sich aus vielen kleinen Dingen zusammen.

Man muß unterscheiden zwischen der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz, von der man hört anlässlich des Talerverkaufes, bei Beratungen oder Prote-

* Dieser Beitrag erscheint auch als illustrierter Sonderabdruck im Verlag der Buchhandlung A. Carlen-Wyß in Zug.

sten, wenn historische Gebäude und Landschaftsbilder erhalten oder auch verschandelt werden sollen, und anderseits den viel umfassenderen Gedanken und Bestrebungen, die sich den Schutz und die harmonische Gestaltung des Heimatbildes zur Aufgabe gemacht haben. Das eine ist ein Verband mit Vorstand und Mitgliedern, mit einer Zeitschrift und einer rührigen Geschäftsstelle, geleitet von Dr. Ernst Laur, dem dieser Aufsatz manche Anregung verdankt; das andere aber ist eine tatkräftige Gesinnung, ist Ehrfurcht vor Überlieferung und Gefühl für Würde, für Eigenart und Eigenwert. Diese Gesinnung kümmert sich um viele Dinge und im Grunde doch nur um eines: um das Stadt- und Dorfbild, um die Gestaltung der Häuser und Wohnungen, um Mundart und Tracht, um Volkstheater, Sagen und Volkslied, um Gebräuche und Überlieferungen, um die Kunstdenkmäler, um Pflanzen und Tiere und unberührte Gebirgs- und Uferlandschaften. Man sucht dem unaufhörlichen Verschleiß an landschaftlichen und baulichen Schönheiten entgegenzuarbeiten und das Neue in erträgliche und harmonische Bahnen zu lenken.

Die Bewegung entstand aus der Not der Zeit, in England zuerst, wo die Industrialisierung begann, und dann in Deutschland. Dort wurde das glückliche Wort »Heimschutz« geprägt, das unsere welschen Mit-eidgenossen unübersetzt entlehnt haben. Um die Jahrhundertwende griff die Bewegung auch auf die Schweiz über. Sie war eine Verteidigung des liebgewordenen ererbten Vaterlandes mit seinen jahrhunderntealten Überlieferungen und seiner bunten Mannigfaltigkeit gegenüber dem stürmischen Einbruch der alles überschwemmenden Technik, der keine Hindernisse duldenden Industrialisierung und des alles nivellierenden Verkehrs. Es drohte unterzugehen, dieses Vaterland, von dem Gottfried Keller im Fähnlein der sieben Aufrichteten geschrieben hatte: »Wie zierlich und reich

ist es aber auch gebaut! Je näher man es ansieht, desto reicher ist es gewoben und geflochten, schön und dauerhaft, eine preiswürdige Handarbeit. Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar



Feiertag in Evolène
Photo Louise Witzig

zweierlei Basler, daß es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte; diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, die Gott uns erhalten möge . . . «

Früher war ein Schutz des heimatlichen Bildes kaum nötig. Jedes folgende Jahrhundert bedeutete eine organische Fortsetzung derselben gewohnten Lebensart. Die Städte und Dörfer waren von Hand gebaut, und alles, was die Menschen darin brauchten, stellte ein reich verzweigtes Handwerk zur Verfügung. Man baute in Stein und Holz aus der Gegend selber, was notgedrungen einen geschlossenen Farbton

in Dorf und Landschaft brachte, und man bearbeitete mit unkomplizierten Handwerkszeugen dieses einheimische Material, das eine stoffwidrige Verwendung gar nicht zuließ. Daraus ergab sich von selber eine gute, und, wenn künstlerischer Sinn dazukam, eine gefällige Form. Besteller, Handwerker und die zahlreichen Künstler, die damals fast in jedem Dorf ihr Auskommen fanden, waren eingebettet in die gleiche feste Tradition von Religion, Brauchtum, Sprache und Lebensart. Diese Tradition konnte in ihrem Gefüge nicht ernsthaft erschüttert werden. Sorglos ließ man mitunter Früheres untergehen, weil der sichere Geschmack und die soliden Überlieferungen des schaffenden Handwerkes immer von neuem originelle Formen, neue Kirchen, Kapellen und Häuser schuf, die dem Dorfe und dem Lande zur Zierde gereichten. Die Scheidung zwischen den isolierten akademischen Künstlern und den nur in Stundenlohn denkenden Handwerkern gab es damals nicht.

Durch den Einbruch von Industrie und Verkehr ist das mit einem Schlag anders geworden. Nie mehr wird auf unsren Hügeln eine Burg, um unsere Städte nie mehr eine turmgekrönte Mauer gebaut werden; wir gießen statt dessen unterirdische Betonbunker. Kein Berner Münster und keine leichtbeschwingte Gnadenkapelle der Rokokozeit werden mehr erstehen. Unsere Bethallen sind eingesegnete Schwestern der Fabriken, Erstlinge einer Ahnenreihe, deren Gestalt und Wesen wir noch nicht ganz zu erkennen vermögen. Heute rattern die Maschinen auf den Baustellen. Unsere Maurer röhren nicht mehr liebevoll jeden Stein mit der Hand an und haben die saubere Ausführung einer Bruchsteinmauer fast verlernt. Wir haben den Eisenbeton erfunden; er hat uns vom Gesetz der Schwere befreit. Stützen und Bogen, die bisher unser Bauen beherrschten, sind überflüssig geworden. Daher die wie Badewannen angeklebten Balkone an den Wän-

den unserer Mietskasernen und die auf magern Betonstelzen schwebenden Regendächer vor den Benzinschenken an der Landstraße. Es ist alles möglich geworden, im Guten und im Schlechten. Wir haben die Freiheit der Wahl, und diese Freiheit war zunächst ohne Schranken und Selbstzucht. Aus der reinen Technik suchen die Formbegabten erst tastend einen Weg. Man denke nur an die Elektrizität. Niemand sehnt sich mehr nach dem Kienspan zurück; aber es brauchte Zeit, bis aus der billigsten Verlegung der Leitungen und den reinen Zweckanlagen ein Weg zu gefälligen Formen gefunden war. Für das Ge-wirr der Drähte ist er noch nicht gefunden.

Der Verkehr hat uns herausgerissen aus der vertrauen Ortsgebundenheit. Eisenbahnen und Lastautos bringen die Ziegel, den Marmor, den Zement, Eternit und das Blech und jedes erdenkliche Material ins hinterste Bergdorf. Maschinen stellen jedes Möbel, jede Tasse, jede Zierart billig und serienweise her, ja sie haben selbst vor dem Jahrhunderte alten Reservat der Künste, vor Bildern und Statuen, nicht halt gemacht. In jedes Haus fliegen die Kataloge der Warenhäuser und bringen Kleider, Stoffe, Hausgeräte und Spielzeuge aus aller Welt, nivellieren jeden Unterschied zwischen Stadt und Land, verdrängen einheimische solide Produkte, entziehen dem Handwerk und der Kunst den Boden und lassen die schöpferischen Kräfte verkümmern und absterben. Und wenn dann alte wertvolle Bauten und Gegenstände verschwinden oder schadhaft werden, merkt man es kaum noch und hat auch nicht mehr die geschulten Leute zur Hand, die den Verfall verständnisvoll aufhalten und beheben könnten.

So wurde das Land zum verachteten Ableger der Stadt degradiert. Man sank zur Provinz herab. Indem das bärische Selbstbewußtsein erschüttert wurde, wußte man nichts Besseres zu tun, als in aller Eile bodenständige Eigenart aufzugeben und die

selbstsichern, eleganter Städter nachzuhören, ohne allerdings zeitlich und finanziell Schritt halten zu können. Das ging umso schneller und unaufhaltsamer, als die Städte ins Ungemessene wuchsen, die alten Mauern sprengten und Dorf nach Dorf, Wald und Feld auffraßen, an deren Stelle unerfreuliche, trostlose Vorstädte traten. Die Tracht wurde leichten Herzens fortgeworfen, die Lieder wurden von fremden übertönt, die Mundart richtete sich nach den Zentren aus und verwilderte. Fort mit dem alten Plunder, hieß es; hinaus mit den geschnitzten Möbeln, den Zinntellern, den Hinterglasmalereien, den Gebräuchen und allen Zeugen bärnischer Vergangenheit! Gleichzeitig veränderte sich das Landschaftsbild durch den Bau von Straßen, Bahnen, Leitungen, Kraftwerken und Fabriken. Man verstehe uns recht: keineswegs wollen wir die gute alte Zeit zurückrufen oder den Gang der Entwicklung wehmütig beklagen; jedoch wird man begreifen, welche Leistung die geistige Verarbeitung dieser ungeheuren Umwälzungen erforderte oder erfordert hätte.

Da traten Männer mit tiefer Einsicht in das Wertvolle und Wertlose und in das Gefüge des Volkes auf den Plan. Sie sahen, daß mit dem ererbten Volksgut auch die Seele des Volkes vor die Hunde gehe. Nicht nachgeahmte Zürcher, nicht drittklassige Städter sollen wir werden, sondern erstklassige Landbewohner mit eigenem Gesicht, mit Selbstbewußtsein und gesunden Überlieferungen. »Alterius non sit, qui suus esse potest«, hatte der alte Paracelsus geschrieben. Der Spruch steht in Einsiedeln auf seinem Denkmal. Wir könnten ihn in diesem Zusammenhange wiederholen: Alterius non sit, qui suus esse potest — der sei nicht Knecht und Nachahmer eines andern, der sein eigener Herr sein kann!

1905 wurde in Olten die Schweizerische Vereinigung für Heimatschutz gegründet, nicht von oben herab, wie es in manchen

andern Ländern üblich ist. Diese Bewegung war keine staatliche Angelegenheit, sondern entsprechend schweizerischer Eigenart ein Zusammenschluß von unabhängigen regionalen Verbänden. Die Vereinigung besaß wohl weniger Geld — ja die Mittel waren bis zum Verkauf des Schokoladetalers lächerlich gering —, dafür aber größere Unabhängigkeit und reinen Idealismus, und sie durfte es nicht selten wagen, gegen die staatlichen Behörden sich Gehör zu verschaffen.

Anfänglich hatten diese Bestrebungen Mühe, sich durchzusetzen; denn die Ellbogenpolitik der liberalen Wirtschaftsära duldet vorerst keine Schranken. Erinnere man sich an die hemmungslose Hotelbaurei vor dem Ersten Weltkrieg! Da gaben



Reckingen, Wallis:
Orgel der Pfarrkirche von Matthäus Carlen, ca. 1746
Photo vom Verfasser

die Gegner selber dem Heimatschutz die beste Waffe in die Hand. Man plante einen Aufzug auf das Matterhorn mit krönendem Hotel auf dem Gipfel. Nun regte sich das nationale Gewissen, und in kürzester Zeit waren 80 000 Unterschriften gegen das Projekt gesammelt, das damit in der Versenkung verschwand. Das war die erste große

Aktion, und der Heimatschutz war mit einem Schlag populär geworden (sogar in England wurde eine Sektion der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz gegründet). Andere folgten, wie die Rettung des Silsersees und der Brissagoinseln. irgendwo, sagte man sich, muß der private Eigennutz halt machen. Es gibt einen unverkäuflichen Rest nationaler, dörflicher und persönlicher Würde, wo das Profitdenken der Ehrfurcht vor dem Überlieferten, dem Gemeinwohl und dem Heiligen weichen muß. Wie sehr diese Prinzipien auf die Dauer auch die wirtschaftlich klügern sind, zeigt das Beispiel von St. Moritz im Engadin oder des Rigiipfels, wo heute mit schwerem Gelde die Sünden der Konjunkturjahre gutgemacht werden müssen. Auch die Fremden wollen in der Schweiz nicht nivellierte Allerweltsleute, Dutzenddörfer, lauter Vororte sehen, sondern Berner und Walliser, Appenzeller und Basler sowie Dörfer und Bauten, wie sie nur hier anzutreffen sind, gepflegte Landschaft, Brauchtum und eine heile, eigenartige Welt.

Die meisten Gedanken, die der Heimatschutz propagierte, sind heute weiten Teilen der Bevölkerung selbstverständlich geworden, wenn auch manche konkrete Aktion heftig umstritten war, sei es, daß sich Private oder eine mächtige Interessengruppe in ihren wirtschaftlichen Bestrebungen eingeengt sahen, oder daß man über manche Ansichten in guten Treuen geteilter Meinung sein konnte. Warum soll man nicht zugeben, daß Fehler gemacht wurden, Übertreibungen vorkamen, Kompromisse geschlossen werden mußten? Tastend und suchend rang man sich zu klareren Grundsätzen vor, die nicht wie Minerva in voller Rüstung dem Haupte des Zeus entsprungen waren. Aber lange nicht alle Kapriolen irgend eines Fanatikers sind auf die Rechnung des heute sehr bedächtigen und verantwortungsbewußten Heimatschutzverbandes zu setzen. Wie dem auch sei: die Richtigkeit und Nützlichkeit der grund-

legenden Ideen wird kaum mehr ernsthaft angezweifelt.

Ursprünglich war die Tätigkeit der Heimatschutzvereinigung weit gespannt; gab es doch außer der Eidgenössischen Kommission für die Kunstdenkmäler keine verwandte Institution. Der Mutterstamm trieb aber bald kräftige Schößlinge. Heute gibt es Dutzende von gleichgesinnten Gruppen, die sich kümmern um die Lokalgeschichte, um Naturschutz und Landplanung, Burgen und Bauten, um das Volkstheater und die Volkskunst, um die Trachten und heimischen Lieder, die Volkstänze, die ehrwürdigen Gebräuche, die Mundart und jegliches überlieferte Volksgut in seinen manigfaltigen Strahlungen.

Wie waren die französische und die deutsche Schweiz Anno 1914 auf 18 anfällig gegenüber ausländischer Propaganda, während das inzwischen gestärkte Nationalbewußtsein im Zweiten Weltkrieg von fremden Weltanschauungen nicht ernsthaft erschüttert werden konnte. Das war ja zur gleichen Zeit der Untergang Österreichs, daß dieses Land, das es weiß Gott nicht nötig gehabt hätte, sich zu sehr imponieren ließ von einem aufgeblähten Großdeutschland und sich als minderwertigen Kleinstaat betrachtete. »Achte jedes Mannes Vaterland, das deinige aber liebe!« Ging da ein Mann vom Weiler Dorben bei Leukerbad am frühen Morgen in die Fremde. Als es Abend geworden, war er schon wieder zu Hause. Ob es ihm in der Fremde nicht gefallen habe, fragte man ihn. »Gewiß«, sagte er, »die Fremde ist schön, aber nix geht über Dorbä.«

Was bleibt zu tun? Der Heimatschutz ist nicht so sehr eine bequeme Geldquelle, die man anbohrt, wenn irgendwo historische Gebäude zu erhalten sind. Es geht um eine Gesinnung, eine ehrfürchtige Haltung. Darum nützen auch Ämter und Vorschriften wenig; denn niemand läßt sich gern von Staatsbeamten in sein Privatleben hineinregieren, die Gemeinden am allerwenigsten.

Der Glaube an die Unfehlbarkeit des hl. Bürokratius ist längst heilsam erschüttert. Gesinnungen hängen letzten Endes mit der Weltanschauung, sagen wir es deutlich, mit der sittlichen Würde und der lebendigen Religiösität zusammen. Sie sind es, die unsere Bergbauern trotz ihres kargen Lebens vor dem Abgleiten ins Proletariat bewahren. Wie sähen die Kirchen und Kapellen aus, wo wären die zahllosen Altäre, Statuen und Bilder, wenn nicht religiöser Sinn und ein nicht geringer Opfergeist sie in den letzten hundert Jahren erhalten hätten? Man erlaube, hier das Beispiel meines Heimatdorfes Reckingen im Goms anzuführen. Es möge stehen für viele. 1928 sammelte man in dem Dorfe von kaum 350 Einwohnern in wenigen Tagen 32 000 Franken für die Restauration der Pfarrkirche, schaffte seither neue Glocken an, ließ die Orgel revidieren, erstellte neue, reichgeschnitzte Kirchenstühle, erneuerte für weitere 15 000 Fr. die geräumige Antoniuskapelle und geht nun daran, auch eine zweite Kapelle zu überholen; dies alles, ohne etwas von auswärts zu erbetteln, ohne Subsidien zu verlangen und ohne einen Rappen Schulden zu hinterlassen. Eine solche Gesinnung ist der Nährboden gesunden Heimatgeistes. Trage man Sorge dazu!

Auf keinem Gebiete gibt es eine so herrliche Tradition, aber auch auf keinem vielleicht einen so bejammernswerten Verfall des Geschmackes und eine Unsicherheit wie in den religiösen Bildern, Bildchen und Statuen, die wie nichts anderes das christliche Bewußtsein geformt haben und eine tröstliche Ahnung von den Geheimnissen göttlichen Erbarmens zu geben vermöchten. Es vollzog sich im letzten Jahrhundert eine weitgehende Trennung von Kirche und Künstlern. Das landläufige Andachtsbild wurde von namen- und talentlosen Geschäftsleuten fabriziert, die auf den billigsten Publikumsgeschmack abzielten. Man sage nicht, die Kirchenkunst hätte sich an erster Stelle nach dem Geschmack des Vol-

kes zu richten, dem diese Kunst ja gefallen solle. Bequeme Schlagworte! Möge ein Brief, den der heilige Papst Pius X. noch als Patriarch von Venedig am 1. Mai 1895 geschrieben hat, hier Verschiedenes an den richtigen Platz rücken. Es ist nicht die Meinung irgend eines Fanatikers, sondern des unvergleichlichen Erneuerers der Kir-



Baltschiedertal im Wallis mit Bietschhorn
Photo W. Zeller

chenmusik, dessen Heiligsprechung in diesem Jahre auch besagen will, daß die Kirche seine Taten und Ansichten als vorbildlich und richtungweisend ansieht. Er spricht direkt zwar nur von der Musik, aber auf dem Gebiete der religiösen bildenden Kunst liegen die Dinge durchaus ähnlich. Wir folgen hier wörtlich dem Biographen H. dal Gal¹: Jenen, welche die Auffassung vertraten, das Volk finde kein Gefallen mehr an den gregorianischen Melodien; jeder Versuch, sie wieder zu Ehren zu bringen, sei nutzlos; es bestehe Gefahr, daß das Volk den liturgischen Zeremonien fernbleiben werde, wenn es die beliebten Lieder und Musikstücke nicht mehr zu hören bekäme, antwortete er (Pius X.): »Ob

¹ H. dal Gal, Pius X., Freiburg i. d. Schweiz, 1952, S. 244.

etwas gefällt oder nicht, war noch nie das richtige Kriterium für die Beurteilung sakraler Dinge; das Volk soll nicht in unrichtigen Auffassungen bestärkt, sondern erzogen und belehrt werden. Ich wage zu behaupten, daß man den Begriff »Volk« mißbraucht; denn das Volk ist in Wirklichkeit weit ernster und frömmter, als man für gewöhnlich glaubt . . .«

Mehr als bisher werden wir uns bemühen müssen, die Schatzkammern der altchristlichen und mittelalterlichen Kunst zu erschließen, aber mit Umsicht und Wagemut auch gediegenen modernen Künstlern im christlichen Raum eine Heimstätte zu geben. Seien wir glücklich, daß vieles schon geschehen ist. Es ist keineswegs so, daß alles Alte gut ist, weil es alt, und alles Neue, Moderne schlecht ist. Mit nichts! Wohl aber heißt es doppelt und dreifach vorsichtig sein, wenn frühere Gebäude, Möbel, Plastiken und Bilder verkauft, verworfen, restauriert oder bearbeitet werden sollen; denn die Alten waren uns an Formempfinden weit überlegen². Die Jahrhunderte verleihen edlen Dingen eine Patina, die kein neureicher Anstrich zu ersetzen vermag. Das Alte erhalten und das Neue gestalten, einfügen, anpassen! Jedes Ding an seinem Ort, in seiner Umgebung, in seinem lebendig gewachsenen Zusammenhang, nach seinem innern Werte betont!

Das gilt auch für die Häuser, die den Geist der Landschaft atmen sollen. Serienwohnungen mögen in einer Vorstadt gehen; zu einer charaktervollen Kleinstadt passen sie nicht, und wiederum nicht zierliche Laubsägechalets in ein Walliser Dorf. Studiere man die alten Häuser und suche ihre Gesetzlichkeit zu ergründen und neu lebendig werden zu lassen! Vorbildlich ist das in den letzten Jahren in Chamoson geschehen; dort kann man lernen, wie im

alten Geiste und doch zeitgemäß Häuser gebaut werden. Unsere Ahnen besaßen einen erlesenen Sinn für Dekoration und Ornament. Anders ist es am Bodensee, anders im Berner Land und wiederum anders im Goms. Wer das Engadin bereist oder Ernen besucht, mag die mustergültige Erneuerung der Hausbemalungen bestaunen. Im Kanton Bern ist Christian Rubi der erfolgreiche Erwecker bärischer Kunstfertigkeit, ohne mit dieser einen Namensnennung die Verdienste anderer herabzumin dern.

Und so könnte man reden von Friedhöfen und Wegkreuzen, von Hausrat und Schulstuben, von Brücken, Dächern und Zäunen, von Seeufern und bedrohten Alleen, von Leitungen und Transformatorenhäuschen, von Schmuck und Reiseandenken. Wer ein offenes Auge und ein unverdorbenes Herz hat, wird das Echte vom Verlogenen zu scheiden wissen. Eine allgemeine Regel gibt es nicht; sie würde wiederum in öde Gleichmacherei ausmünden. Die Zeitschriften der verschiedenen Verbände, die auf diesem Gebiete tätig sind, geben Hunderte von Beispielen, wie man es machen und nicht machen soll³.

Freizügigkeit und Textilindustrie haben auf weite Strecken die heimische Tracht verdrängt. Wie schade! Welch ein einzigartiges, herzerfreuendes Bild würde die Schweiz bieten, wenn wir von Tal zu Tal den mannigfaltigen, schmucken Trachten begegneten. Eine alte Bergbäuerin in verschlossenem, modischem Gewändlein sieht einer Bettlerin gleich; in der währschaften Tracht ist sie mit der heiligen Würde des Alters umkleidet. Und wiederum: ein zurechtgeputztes Pariserpüppchen vom Dorfe erinnert fatal an die leichtfertigen Dinger in verdächtigen Straßen der Großstadt, die bedenkenlos nachzuäffen man sich genie-

² Vgl. Albert Carlen, Barock im Walliser-Dorf, in Freundesgabe für Eduard Corrodi, Zürich 1945, S. 95 ff.

³ Am besten orientiert man sich wohl in der Zeitschrift »Heimatschutz«, Verlag Otto Walter, Olten. 49. Jahrgang.

ren sollte. Hingegen kann sich im heimatlichen Kleide, sei es bescheiden oder reich, das Mädchen auf dem Lande an Wert und Sittsamkeit und Schönheit jederzeit messen mit der vornehmen Tochter aus der Stadt. Es ist darum der Mühe aller Verantwortlichen wert, die Trachten dort zu erhalten, wo sie noch lebendig sind. Sind sie aber verschwunden, liegt der Fall allerdings schwieriger. Manche Leute haben das Empfinden, das Rad der Zeit werde zurückgedreht und man mute ihnen zu, als wandelnde Museen umherzugehen, während alle andern um sie herum modisch gekleidet seien. Auch hier ist es das Hauptanliegen, das gesunkene Selbstbewußtsein zu heben. Wenn auch der einzelne schwer durchzudringen vermag, so können doch die vereinten Bemühungen verständiger Seelsorger und Erzieher, Arbeitslehrerinnen und Töchtervereine die schönsten Früchte zeitigen, wie Beispiele lehren. Hierüber mehr zu sagen, erübrigt sich, da gerade in jüngster Zeit zwei ausgezeichnete Bücher erschienen sind, die uns bei der Erhaltung und Erneuerung der Tracht wirksam zur Hand gehen können⁴. Zum mindesten aber kann die Handweberei solide Aussteuern und Kleiderstoffe, die nicht nach den ersten Wochen wie schäbige Fetzen aussehen, für den Haushalt, für Arbeit, Sport und Schule herstellen. Es hat sich in manchen Gegenden bewährt. Früher stellte die Handweberei auch die liturgischen Gewänder her, bei denen die Serienware der Fabriken besonders fehl am Platze ist. Mit all dem bliebe das Geld in den Gebirgsdörfern, und die toten Wintermonate würden leichter überbrückt werden.

Mit Trachtenfesten und drapierten Kellnerinnen, mit Bündner und Walliser Weinstuben und Trinkgeld heischenden Alphorn-

⁴ Louise Witzig, Schweizer Trachtenbuch. Herausgegeben von der Schweizerischen Trachtenvereinigung, Zürich 1954. – P. Dr. Burkhard Mathis und P. Siegward Angehrn, Um Kleid und Tracht. Verlag St. Wendelinswerk, Einsiedeln, 1953.

bläsern ist es allerdings nicht getan. Oh, ein Kirchgang in Evolène oder ein Segensonntag im Lötschental sind ein Fest für Herz und Auge; denn der äußern Pracht entspricht die innere Haltung. Aber ehrwürdige Gebräuche, Trachten und Prozessionen sind kein Lockschild für den Fremdenverkehr. Die Tiere sind oft klüger als die Menschen. Wurde da im Jahre 1928 im Hippodrom von Morges, wie man erzählt, ein Ringkampf von Eringer Kühen veranstaltet. Tausende hatten ein teures Eintrittsgeld bezahlt. Da wurden die Kühe hereingetrieben, und siehe: sie fingen seelenruhig an zu grasen, und keiner einzigen von ihnen fiel es ein, sich vor dem Publikum zu produzieren. »Das Tier hat auch Vernunft, das wissen wir, die wir die Gamsen jagen.«

Die überlieferten Dinge und Bräuche sind keine Handelsware und kein Theater für ehrfurchtslose Touristen. Nein, Generationen haben sie mit ihrem Schicksal durchtränkt. Sie gehören zu uns wie unsere Berge, unsere Tiere, unsere Menschen. So wird man begreifen, daß wir mit Ehrfurcht vor diesen Zeugen ruhmwürdiger Vergangenheit stehen.

Das Gefühl für Würde und Eigenart, das Empfinden für echt und unecht, die Ehrfurcht vor der Überlieferung sind eine Frage der Erziehung. Die Freunde der Heimatspflege können dabei die Hilfe der Schule nicht entbehren. Es ist erstaunlich, wie richtig die Kinder z. B. auf sprechende Lichtbilder aus ihrer Umwelt reagieren⁵. Ein Gang durch das Dorf, ein Hinweis auf schöne Häuser, auf gepflegte und vernachlässigte Zäune und Holzstöße, auf windschiefe Lauben und häßliche Anbauten, ein liebevolles Versenken in die dörfliche Vergangenheit und Sagenwelt sind kostbarer Samen in das Erdreich empfänglicher, junger Herzen.

⁵ 1953 wurde an allen Lehrerkonferenzen des Wallis ein Vortrag über Heimatschutz gehalten. Die Aktion wird gegenwärtig in den Schulen fortgeführt und soll eine dauernde Einrichtung werden.

Vor Jahren sah ich in der Stube einer kinderreichen Familie eine kleine Pietà aus Arvenholz. Und da ich befürchtete, die Kinder möchten dieses Meisterwerklein barocker Kunst eines guten Tages in Stücke schlagen, bat ich den Bauern, er möchte es mir verkaufen. Er wolle erst mit seiner

Frau reden, sagte er. Am folgenden Tage bringt mir sein Bub die Figur mit dem Bescheid, der Vater lasse ausrichten, er verkaufe eine solche Sache nicht, aber er wolle sie mir schenken. Dieses Beispiel möge offenbaren, in welchem Geiste diese Zeilen zu deuten sind.

V O L K S S C H U L E

ZUR FRAGE DER AUFNAHMEPRÜFUNGEN

Von Johann Schöbi

Vorbemerkung. Wenn wir heute dieses heikle Thema aufgreifen, so haben die Verhältnisse in unserer Gemeinde damit nichts zu tun. Aus langer Erfahrung heraus hat sich hier eine Praxis herausgebildet, die so gut als möglich falsche Urteile vermeidet, und ist man eines Falles wegen im unklaren, so wird man weitgehend den Bericht, den man beim Lehrer einholt, berücksichtigen. Auf diese, beinahe idealen Zustände kann sich also meine Kritik nicht beziehen. Sie ist aber wegen der Verhältnisse an vielen Orten sehr notwendig, denn mit ungenügenden Aufnahmeprüfungen wird manchem Kinde großes Unrecht angetan und das Verhältnis der Primarschule zur Sekundarschule vergiftet.

*

Sicher ist, daß wir Primarlehrer nur das eine wünschen können, jene Schüler in die Sekundarschule zu bringen, die dorthin gehören, und der Sekundarschule muß es daran liegen, jene Kinder zu erhalten, die dem Unterrichte mit Erfolg zu folgen vermögen. Hier stellt sich aber schon das Leben mit eigenen Forderungen dazwischen: Dieser oder jener Schüler gedenkt sich einem Berufe zuzuwenden, der auf der Sekundarschule aufbaut. Eignungsgemäß scheint er dafür das nötige Rüstzeug zu besitzen, die schulischen Leistungen lassen aber zu wünschen übrig. Ist es unter diesen Umständen

einem Lehrer zu verargen, wenn er nun trotzdem seinem Zögling die geheiligten Tore zu öffnen wünscht? Es muß unbedingt zugegeben werden, daß es oft sehr schwer oder gar unmöglich ist, zu einem absolut objektiven Urteil zu kommen. Hier und da möchte sich aber auch ein Lehrer diesem Urteil entziehen. Er weiß, daß die Vorbedingungen fehlen, fühlt sich aber dem Vater gegenüber gebunden und glaubt sich entlastet, wenn ein anderer das Urteil fällt. Es kommt aber auch gar nicht selten vor, daß sich ein Kind unter anderer Leitung ganz anders entwickelt. Ein Wechsel tut sehr gut, und schon mancher, der auf der Primarschulstufe wenig versprach, hat sich droben zur vollen Kraft entwickelt, wobei aber nicht verschwiegen werden darf, daß auch gute Schüler später gegen alle Erwartungen versagen.

Immerhin dürfen wir, die wir die Kinder während Jahren zu unterrichten hatten, für uns in Anspruch nehmen, daß wir sie derart kennen, daß wir eine ziemlich sichere Prognose stellen können. Daher läge es eigentlich auf der Hand, den Entscheid über den Übertritt in die Sekundarschule vertrauensvoll in die Hände des den Zögling abgebenden Lehrers zu legen. Dies wäre sehr einfach und käme bestimmt nicht übel heraus. Wir alle würden kaum so viele an die Sekundarschule abgeben, wie